

Der Zwang

Die Frau schläft tief und atmet stark. Ihr Mund ist ein wenig offen, als würde sie gleich lächeln oder etwas sagen. Ihre Brust hebt sich ruhig unter der Decke. Draußen wird es langsam hell, aber der Wintermorgen bringt nur wenig Licht. Es ist ein Zwielflicht, das über allem liegt.

Ferdinand steht leise auf, ohne genau zu wissen, warum. Oft verlässt er plötzlich die Arbeit und geht hinaus auf die Felder. Er läuft immer schneller, bis er erschöpft weit weg in einer fremden Gegend ankommt. Manchmal hält er mitten in einem Gespräch inne, versteht die Worte nicht mehr und hört nicht auf Fragen. Oder er vergisst sich beim Ausziehen abends und sitzt mit einem Schuh in der Hand auf dem Bettrand, bis ihn ein Ruf seiner Frau weckt oder der Schuh laut zu Boden fällt.

Als Ferdinand jetzt vom warmen Zimmer auf den Balkon geht, friert er. Er zieht die Arme an sich, um sich zu wärmen. Unten ist die Landschaft ganz im Nebel. Über dem Zürichsee liegt dichter Nebel wie Schaum. Alles ist nass, dunkel und rutschig. Wasser tropft von den Bäumen und die Feuchtigkeit rinnt von den Balken herunter. Die Welt sieht aus, als käme sie gerade aus dem Wasser.

Aus der Ferne hört er Menschenstimmen durch den Nebel, aber sie klingen dumpf und fern.

Manchmal hört er auch einen Hammerschlag oder das Läuten einer Kirchenglocke, aber der Klang ist feucht und dumpf. Zwischen ihm und der Welt liegt ein nasses Dunkel.

Ferdinand friert, aber er bleibt stehen und steckt die Hände tiefer in die Taschen. Er will den ersten freien Blick auf die Landschaft erhaschen.

Langsam lichtet sich der Nebel wie graues Papier. Er sehnt sich sehr nach der Landschaft, die er kennt und liebt. Sie liegt normalerweise klar vor ihm. Oft hat er am Fenster gestanden und Ruhe im Anblick der anderen Seite des Ufers gefunden. Beim Anblick der Häuser, eines Dampfboots, der Möwen und des Rauchs, der wie eine silberne Spirale aufsteigt. Diese Szenen haben ihm Frieden gebracht und haben ihn für eine Weile seine Sorgen vergessen lassen.

Vor Monaten ist er als Flüchtling in die Schweiz gekommen, um dem Krieg zu entkommen. Er hat gefunden, dass die Landschaft seine Kunst neu belebt hat. Wenn der Blick auf diese Landschaft durch Nebel verdeckt ist, fühlt er sich entfremdet. An diesem Morgen empfindet er tiefes Mitgefühl für die Menschen, die im Dunkeln sind. Er sehnt sich nach einer Verbindung mit ihnen und ihrem Schicksal.

Irgendwo schlägt eine Kirchturmuhre in den Märzorgen. Er fühlt sich sehr klein, mit der Welt vor sich und seiner schlafenden Frau hinter sich.

Er wünscht sich, den Nebel zu durchbrechen und ein Zeichen von Leben zu finden. Als er in die Ferne schaut, sieht er etwas, das sich bewegt. Vielleicht ist es ein Mensch oder ein Tier. Es kommt langsam näher. Er spürt eine Freude darüber, dass noch etwas anderes wach ist. Er ist aber auch neugierig und empfindet eine unruhige Spannung. Das Wesen bewegt sich an einer Kreuzung, die entweder ins Nachbardorf oder den Hügel hinaufführt. Kurz scheint es zu zögern, dann setzt es seinen Weg den Pfad hinauf fort. Ferdinand wird unruhig. Er fragt sich, wer der Fremde ist und warum er so früh am Morgen unterwegs ist. Will der Fremde zu ihm? Dann erkennt er ihn durch den Nebel: Es ist der Postbote. Jeden Morgen kommt er den Berg hinauf. Ferdinand erinnert sich an sein Gesicht mit dem roten Bart und an seine blaue Brille. Der Postbote heißt Nussbaum, aber Ferdinand nennt ihn wegen seiner steifen Art "Nusknacker". Ferdinand muss lächeln, als er sieht, wie der Postbote mühsam Schritt für Schritt geht. Er hat die Tasche über der Schulter und versucht, mit seinen kurzen Schritten würdevoll zu gehen. Plötzlich zittern Ferdinands Knie und seine Hand fällt kraftlos herunter. Die Unruhe der letzten Tage ist plötzlich wieder da. Er fühlt, dass der Postbote direkt zu ihm kommt. Er öffnet die Türe. Er geht an seiner schlafenden Frau vorbei und eilt die Treppe

hinunter, um dem Postboten entgegenzugehen.

An der Gartentür stoßen sie zusammen.

Ferdinand fragt mehrmals, ob der Postbote etwas für ihn hat.

Der Briefträger schiebt seine nasse Brille hoch und sieht ihn an. "Ja, ja." Er wirft seine schwarze Tasche herum und sucht in den Briefen. Ferdinand zittert. Schließlich zieht der Briefträger einen großen braunen Umschlag heraus, auf dem "amtlich" und Ferdinands Name stehen. "Zu unterschreiben", sagt der Briefträger und reicht ihm ein Buch für die Unterschrift. Ferdinand unterschreibt hastig.

Dann nimmt er den Brief, aber seine Finger sind so steif, dass der Umschlag herunterfällt. Als er sich bückt riecht er einen bitteren Geruch von Fäulnis und Verwesung.

Jetzt weiß er, was seine Ruhe seit Wochen gestört hat: der Brief, den er nicht will. Er hat ihn erwartet. Er kommt aus der Ferne, mit kalten Worten, die nach seinem Leben und seiner Freiheit greifen. Er hat ihn kommen gefühlt, wie ein Soldat, der im Wald das kalte Metall seiner Waffe spürt. Seine Versuche, sich davor zu verstecken, sind umsonst gewesen. Sie haben ihn gefunden.

Vor acht Monaten ist er zitternd vor einem Militärarzt gestanden. Der Arzt hat ihn untersucht, als wäre er ein Pferd. Das hat ihm